ISSN 1561-2791

Doppelnummer

25 Jahre

Fachmagazin „Behinderte“

BEHINDERTE

in Familie, Schule und Gesellschaft

Der neue Mensch

P.b.b. · GZ 02Z032433 M · Erscheinungsort Graz · Verlagspostamt 8020 Graz
25. Jahrgang · Preis pro Nummer € 6,10

2/3/2002

Doppelnummer

Foto: Hermine Gsteu

Mitmenschlichkeit und Professionalität

als Voraussetzung für eine menschenfreundliche wie auch erfüllende Arbeit mit behinderten, kranken und gebrechlichen Menschen

Dieter Fischer

Es ist die notvolle Situation behinderter, kranker wie auch gebrechlicher Menschen, die Heilpädagogen zum Handeln herausfordert und in der Folge sie auch vorrangig nach praktikablen Hinweisen wie auch nach neuen Methoden ihrer Arbeit suchen lässt. Dabei wird zu schnell vergessen, dass es auch eine Hilfe gibt, die weniger ins Auge springt und selbst auf den zweiten Blick noch in ihrer Bedeutsamkeit unterschätzt wird – Konzeptionen **und** theoretische **Ausformungen dessen, was wir Heil- bzw. Sonderpädagogik oder auch Behindertenhilfe nennen.**

In dem Maße, wie diese als respektable Disziplin aus der allgemeinen Diskussion verschwinden, reduziert sich auch die Bedeutsamkeit der *konkreten* Hilfe, selbst wenn dies nur in einer gewissen zeitlichen Verzögerung wahr genommen wird.

Aus diesem Grunde verfolgt der nachfolgende Text genau jene „verborgene“, d.h. jene konzeptionelle Seite der Heil- bzw. Sonderpädagogik, ohne die Dringlichkeit der *konkreten* Hilfe für Menschen und die sich daraus ergebende Verantwortlichkeit auch nur einen Moment anzuzweifeln.

Was für ein erfreuliches Wesen
ist der Mensch,
wenn er ein Mensch ist.

Menander

Atemberaubende Veränderung in der Sonderpädagogik

In jenem Satz von *Menander* kommt einem wohltuende Freundlichkeit entgegen. Nach all den vielen langfristigen wie auch aktuellen Leidklagen in letzter Zeit, nach den erschreckenden Nachrichten aus nahezu allen Teilen, Winkeln und Richtungen dieser Welt – auch nach unseren Erfahrungen in der Arbeit mit behinderten, kranken und gebrechlichen Menschen atmet man bei diesem Satz dank seiner Heiterkeit und Leichtigkeit wieder auf – zwar noch geduckt, als traue man weder sich noch diesem Satz, und dennoch spürt wohl jeder, hier wird eine Dimension ins Wort zurück gebracht, die uns in letzter Zeit entglitten scheint.

Ich will diese hier vorgegebene, eigentlich schon entglittene Spur bewusst verfolgen, auch wenn wir uns erst der heilpädagogischen Wirklichkeit zuwenden, wie sie uns heute begegnet und eine Art Standortbeschreibung versuchen.

Die *Behindertenarbeit* selbst ist durch einen nicht enden wollenden Strom schier pausenloser *Veränderungen* gekennzeichnet. Der eine glaubt, alles das hinter sich lassen zu müssen, was über lange Zeit gültig war und vielleicht immer noch wichtig ist. Daneben beklagt der andere die Verzögerung und Verschlechterung alles Erreichten. Fehlende finanzielle Polster, mangelnde Bereitschaft zum Engagement und zunehmende Unsicherheit in den ethischen Fragen werden hier als gewichtige Argumente in die Waagschale geworfen.

Welchem dieser beiden Argumentationsströme man auch zuneigen mag – ohne Blick auf die gesamtgesellschaftliche Situation sind beide kaum zu begreifen und Folgerungen daraus zu ziehen.
Dabei gibt es einen *äußeren* Mantel, aber auch einen *inneren* Kern der Veränderungen zu unterscheiden – selbst wenn diese miteinander verbunden sein mögen.
Die Veränderung der gesellschaftlichen Befindlichkeit weg von der Moderne hin zur Postmoderne und zum Neoliberalismus, weg von der Spezialisierung und Vereinzelung hin zur Globalisierung, weg von der gesellschaftlichen Übereinkunft hin zum Individualismus wären Spuren, die zu verfolgen u.a. angezeigt sind.

Innerhalb des Kreises, also im Kontext der Sonderpädagogik bzw. der Behindertenhilfe selbst bereiten uns *Paradigmenwechsel* in ihrer Raschheit Mühe und versprechen – zu Recht oder zu Unrecht – Fortschritt für alle Beteiligten gleichermaßen. Ob man die mit ihnen einhergehenden Perspektiven in ihrer Bedeutsamkeit – bezogen auf den Adressaten wie auf deren Helfer – immer genügend erfasst, steht auf einem anderen Blatt. Besondere Wachheit scheint mir jedoch geboten.
Zu nennen ist in diesem Zusammenhang zum einen die erneute Diskussion um den *Behinderten*-Begriff, dann Fragen nach *Fremd-* und *Selbstbestimmung*, nach *Integration* oder *Separierung* und in letzter Zeit wiederholt nach *Defizit-* oder *Kompetenz*-Orientierung.

Es sind dies letztlich alles versuchte Antworten auf Fragen, wie wir diese wahrhaft nicht einfache Aufgabe, Menschen bei erschwerenden Lebensbedingungen in ihrem Leben zu begleiten, nicht nur lösen, sondern hoffentlich auch gestalten und nicht nur bewerkstelligen wollen. Doch genau dies ist nicht so einfach, wie wir denken oder auch erhoffen – vor allem dann nicht, wollen wir den Menschen als „erfreuliches Wesen“ hervorlocken und ihn in dieser ungewohnten Sicht in seinem Menschsein fördern.

Ein *zusammenfassender* Überblick über sich vollziehende Veränderungen weckt unsere Fantasie und lässt auch einen gewissen Stolz aufkommen. Hier offenbart sich ein Schatz in Form von Entwicklungen, den wir hüten und nicht leichtfertig aufs Spiel setzen sollten. An ihm haben alle im wörtlichsten Sinne des Wortes *mitgearbeitet* – die Betroffenen (heute: Adressaten) selbst, ihre Helfer, Begleiter und Förderer, aber auch die Wissenschaft – vorrangig die Disziplin der Sonder- bzw. der Heilpädagogik selbst.

Entwicklungen der Sonderpädagogik – auf den Punkt gebracht

statt *egologischem* Leben	➢	**ein *dialogisches* Leben**
statt Vereinnahmung	➢	***Belassen* des Andersseins**
statt fragwürdigem Druck	➢	**mehr *Lebensfreude***
statt permanenter Veränderung	➢	**Entdecken und *Anerkennen* des *Vorhandenen***
statt distanzierter Begleitung	➢	**gemeinsame *Gestaltung***
statt Anleihen aus der schriftlichen	➢	***Pflege* der *leiblich-sinnlichen* Kultur**
statt *purer* Konkretheit	➢	***ge-* und *erfüllte* Konkretheit**
statt religiöser Überhöhung	➢	***Aufspüren spiritueller* Impulse im Alltag**
statt Methoden-Gläubigkeit	➢	**Rückkehr zu *Inhalten***
statt Fremdbestimmung	➢	***Selbst*bestimmung**
statt Entmündigung	➢	***Übergabe* von *Verantwortung***
statt Therapismus	➢	**Freude an *Lebensgestaltung***
statt Vertröstung	➢	***Aufgaben* für das Hier und Jetzt**
statt Ausreden	➢	***geschwisterliche* Teilnahme**
statt gegen den Fehler	➢	**etwas *für* das Fehlende**
statt „falscher“ Normalisierung	➢	***parallele* Wirklichkeiten**
statt Kunde oder Klient	➢	**(Er)leben von *Partnerschaft und* Miteinander**
statt Angestrengtheit	➢	**Gelöstheit und *Leichtigkeit***
statt Verbohrtsein in den Augenblick	➢	***Entwickeln* von *Perspektiven***
statt sinnentleerter Leichtigkeit	➢	***Lust an Mühe und Schwere***

Die hier eingefügte Auflistung zeichnet sich durch Aspekte auf unterschiedlicher Abstraktionsebene aus; zusätzlich ruft fast jeder nach einer erklärenden Interpretation. Doch nicht diese sollte sich hier anschließen, sondern an erster Stelle ein berechtigter Stolz auf und auch Freude über das Geleistete. Hier tut sich eine nur schwer zu beschreibende Dynamik des Lebendigen auf – die unerschöpfliche Suche nach einem vielleicht noch „besseren Weg“ und einem noch stimmigerem Ziel für die Begleitung von Menschen unter der Diktion einer Krankheit oder einer Behinderung.

Gehen wir von einem solchen Endergebnis aus, dann brauchen wir zusätzlich immer aber auch noch einen *Weg* dorthin – und dieser Weg ist nie nur eine *Frage der Methode*, sondern immer auch eine Frage, zudem eine Anfrage an unser *Selbstverständnis* zum einen und zum anderen an unsere Sicht des Menschen, dem unsere Hilfe gilt. Und nicht zuletzt wollen wir selbst „gute Arbeit“ leisten, also unseren Polster des *Gutseins* erhöhen – wobei Gutes zu wollen nicht identisch ist mit Gutes tun oder gar Gutes zu erreichen. Früher diente dies oft zu Zwecken der Selbstheiligung oder gar zur Selbsterlösung; heute sehen wir im eigenen Erfolg eher, und das mit einem gewissen Recht, ein stabilisierendes Moment für unser Selbstwertgefühl und für unsere Identität – z.B. sich darin zu bestätigen, dass man es mit geistig und/oder körperbehinderten Kindern „gut kann“, dass man selbst ästhetische Schranken überwunden hat, auch

ohne Sprache – also nonverbal – zu kommunizieren oder sogar schwierigste Pflegearbeit zu verrichten vermag.

Dieses Streben nach eigenem *Gutsein* findet meist im Bestreben, *dem Anderen Gutes zu tun*, bei vielen Helfern, Begleitern oder Pflegern seine Konkretisierung und seine Erfüllung. Hier allerdings kommt dann eine zufriedenstellende Bilanz zu Stande, wenn man Abstriche macht oder sich von Haus aus in seinen Ansprüchen beschränkt, manchmal auch die tatsächliche Wirklichkeit verdrängt – und zwischen Fremderwartung und Selbstanspruch eine Balance herzustellen versteht.
Sich Hilflosigkeit einzugestehen und trotzdem weiter zu arbeiten, gehört für viele zum Schwierigsten; für mich allerdings gründet darin nicht selten die eigentliche Kraft, länger durch zu halten und aufgrund möglicher Kränkungen die Flinte nicht vorschnell ins Korn zu werfen.
Gleichzeitig haben wir jeglichen Impuls von uns zu weisen, heilpädagogische Arbeit als staatlich verordnete oder auch nur gesellschaftlich erwünschte Reparaturwerkstätte miss zu verstehen und uns diesbezüglich auch zu missbrauchen.
Wir haben dem *Leben* (über-individuell) zu dienen, wie auch dem *Einzelnen* (individuell) zu Hilfe zu kommen – und weder einer singulären Macht noch einer Theorie oder Ideologie zu Diensten zu stehen.

Situationen, aus denen unsere Aufgabe erwächst

Heilpädagogische Arbeit hat mit *zwei* gegensätzlichen und zudem fast immer gleichzeitig vorhandenen Phänomenen zu tun. Dominierend ist die erlebte oder auch tatsächlich vorhandene *Enge*, die eine Behinderung oder längerfristige Beeinträchtigung mit sich bringt. Solche Engen wie auch die Erwartungen der Betroffenen oder auch deren Angehörigen besitzen die Wirkung von Brenngläsern und fokussieren nicht selten unser Tun bis hin ins Unerträgliche.

Da kann ein Kind z.B. nicht schlucken oder auch den Mund nicht schließen, ein anderes kommt zu keinem Zahlbegriff und wieder eines vermag von sich aus vom Rollstuhl nicht ins Bett oder umgekehrt zu wechseln; manche geistig behinderten Kinder fassen alles an und stecken zudem jeweils das Verkehrte in den Mund, andere wieder bleiben keine Minute auf einem Stuhl sitzen – und wieder andere kann nichts aus ihrer scheinbaren Passivität heraus locken.

Solche *Engen* ziehen jeweils *zwei* ganz wesentliche Konsequenzen nach sich: Auf der einen Seite schließen sie als Fixierungen ganz viele andere Lebensmomente aus, auf der anderen Seite wird uns sehr schnell bewusst, was alles zu tun wäre, wollten wir diesen so betroffenen Menschen zu einem befriedigenderen Weltkontakt wie auch zu einer erfüllenden Lebensgestaltung verhelfen. Die sich uns stellende Aufgabe wächst sich schier ins Uferlose aus, sodass gleichzeitig zu dieser *Enge* sich eine schwer nur zu bewältigende, fast Angst machende *Weite* gesellt. Allerdings vermögen *Engen* auch Halt vermitteln, wie auch umgekehrt *Weiten* Haltlosigkeit bewirken.
Um damit fertig zu werden und in der eigenen Aufgabe weder zu ertrinken noch sich vorschnell zu erschöpfen, ist ein *reflektierter* Umgang sowohl mit dem Phänomen „Enge“ als auch mit dem der „Weite“ dringend anzumahnen und angezeigt.
Grundsätzlich empfiehlt sich jedem Heilpädagogen, seinen Blick immer wieder – weil er eben sehr oft innerhalb enger Grenzen arbeitet – in eine entlastende wie auch bereichernde Weite zu richten, aus seinem gelernten oder sich angeeigneten, meist schon verinnerlichten Konzept und der damit einhergehenden Strukturierung seines Handelns „auszusteigen“ – gleich dem „Mann auf der Leiter“, der nach Quint *Bucholz* immer wieder sein „inneres Buch“ durchsteigt und sich Inspiration, Kraft, aber auch Ideen aus der großen weiten Welt in seine eng anmutende oder eng gewordene Aufgabe holt. Man kann eben auch mit sehr schwer behinderten Kindern die „Zauberflöte“ hören und vielleicht sogar gestalten oder mehrfach behinderten Menschen ein Märchen vorlesen, mit ihnen den Frühling genießen oder den Wald bei aufkommender Dämmerung erleben.
Neben diesen mehr inhaltlichen und letztlich fast schon *unprofessionellen* Hinweisen möchte ich doch noch auf eine andere Vorgehensweise verweisen, von der ich ebenso viel halte, ja sie sogar für unverzichtbar empfinde. Diese würde ich im Gegensatz dazu als *professionell* bezeichnen.

Die voraus beklagte *Enge* entsteht wohl auch durch die Reduzierung der heilpädagogischen Aufgabe auf jenes Moment, dem sich wohl nahezu alle – verständlicherweise – entgegensehnen – der *Verbesserung*.

Die Intention der Verbesserung liegt voll im Trend. Der dabei entstehende Leistungsdruck erreicht jedoch nicht selten das Gegenteil. Man unterliegt der Fokussierung und bleibt in seinem erzieherischen wie therapeutischen Bemühen nicht mehr frei. Fantasievolle wie auch kreative Impulse bleiben ebenso außen vor wie auch ungewöhnliche methodische Wege. Das aber letztlich Gravierende ist der meist gar nicht bewusst gewollte Ausschluss jener Tiefendimension, die dem Arbeiten mit Menschen unverwechselbar eigen ist, ließe man eine solche Dimension nur zu.

Prof. H.G. *Gadamer* beklagt in seinem letzten Buch „Lektion des Jahrhunderts“, dass wir den *Wissenden* (den Sophisten) als der Verkörperung des *Besseren* mehr Vertrauen schenken als den *Philosophen*, die im Bemühen und Wissen um das *Gute* Fragen stellen und nach Antworten suchen – weit entfernt von der Erwartung, einen Weg parat zu haben und die richtigen Schritte auch zu tun. In der Überzeugung, dass *Gadamer* sehr wohl Richtiges sieht, ergibt sich für die heilpädagogische Arbeit eine Mehrschichtigkeit der Aufgabe, wie wir sie nachfolgend und gleichzeitig im Vorgriff einer weiteren Überlegung darstellen:

Aufgaben der Heilpädagogik:

die *übergeordnete* Ebene:
die Suche nach dem *Guten*

die *konkrete* Ebene:
die Suche nach dem *Besseren*

die *fundierende* Ebene:
die Suche nach einem *Zentralpunkt*

Wenn wir einerseits die „Suche nach dem Besseren“ mit der Dimensionen des „Guten“ ausweiten und sie dadurch in einen anderen Kontext stellen, so erscheint es gleichzeitig notwendig, jene vorhin beschriebene, schier überfordernde „Weite“ auf eine ganz andere Art zu begrenzen – nämlich mit Hilfe von *Kernpunkten*, verstanden als Sichtweisen oder auch als „Sinn-Inseln“, heilpädagogisches Arbeiten in seiner Wirksamkeit zu konzentrieren und damit einher gehende Fremd- oder Selbsterwartungen an sie auch zu beschränken.

Die relativ kurze Geschichte der Heilpädagogik hat eine Fülle solcher Konzentrations-Punkte im Sinne eines Selbstverständnisses hervor gebracht. Die nachfolgend aufgeführte unvollständige Reihe will beispielhaft zeigen, welche Wege man schon zu gehen versucht hat bzw. hinweisen, welche Wege man derzeit zu verfolgen versucht.

Solche Zentral- oder Kristallisationspunkte sind u.a.:

- **die Grenze bzw. die Grenzsituation** (Lehrplan zur geplanten FH für Heilpäd; Linz 2000)
- **die Beziehung** (vgl. B. *Fornefeld* 1998: Bayr. Lehrplan für FA für Heilpädagogik, München)
- **die Begegnung** (in Anlehnung an M. *Buber*)
- **die gemeinsame Daseinsgestaltung** (E.E. *Kobi* 1996)
- **die Antwort** (A. *Möckel* 1992)
- **die Qualität samt Selbstbestimmung** (derzeitige Diskussion um Lebensqualität)
- **der Andere** (u.a. E. *Levinas*; U. *Stinkes* u.a.)
- **der Dialog** (u.a. D. *Fischer* 1999)

Das alles heißt nichts anderes: Heilpädagogische Arbeit kann nicht alles, vor allem wird sie nahezu nie ein ganzes Leben total verändern oder auf die Reihe bekommen können. Sie mag sich um solche *Zentralpunkte* scharen bzw. ihre Arbeit im Hinblick auf solche Punkte hin oder von solchen Punkten aus ins Visier nehmen, d.h. sich dem gemäß bescheiden und durch jene Deutung bzw. durch jene Beschränkung letztlich erst wirklich Gutes leisten.

Welcher dieser Sichtweisen man den Vorzug gibt, wird jeder heilpädagogisch Tätige – nicht selten sogar gegen den augenblicklichen gesellschaftlichen Trend – für sich entscheiden und auch begründen müssen. Mir selbst liegt der *Dialog* als Haltung wie in seiner Konkretheit aufgrund seiner Situations- und Aufgabenbezogenheit am meisten am Herzen (vgl. *Fischer* 1999).
Dies ergibt sich aus der Überzeugung, dass uns Leben nicht anders begegnet als eben in einzelnen Situationen (vgl. *Rombach*). Aus diesen er-

wachsen uns Aufgaben, die als *Provokation* zu verstehen sind, uns herausrufen (*Evokation*) und letztlich dann auch beide Partner zu Veränderten – in Form einer *Revokation* – werden lassen (wiederum *Rombach*). Das sonstige Umfeld findet nur in soweit Berücksichtigung, als dieses unmittelbar die Situation selbst mit bedingt oder in dieses zurück fließt.

So verfolgt eine so *geschichtete* Heilpädagogik – zusammengefasst – ein *dreifaches* Ziel:
Zum einen geht es immer um eine *Idee* bzw. ein *Ideal* – eben um das **Gute**; zum anderen verfolgen wir pragmatische *Ziele* als das sog. **Bessere**; und schließlich konzentrieren wie auch mäßigen wir uns aufgrund einer voraus festgelegten Sicht bzw. dank einer **Konzentration** auf ein bestimmtes Verständnis dessen, was heilpädagogische Arbeit denn insgesamt vermag oder auch sein soll, in unserem Tun.

Zur heilpädagogischen Arbeit selbst

Bei allem Bemühen, die heilpädagogisch notwendige Arbeit weder zu eng werden zu lassen noch selbst in der Weite und Fülle der sich zeigenden Notwendigkeit zu ertrinken, erscheint jeder konkrete Schritt eines professionell tätigen Heilpädagogen doch nicht so konkret, so pragmatisch und letztlich so scheinbar einfach zu sein.
Aus einer ganz anderen Sicht ergibt sich nochmals eine **Schichtung** – diesmal eine ganz andere, ohne die wir unsere Wirksamkeit einbüßten und dem nicht gerecht würden, was Menschen, die Hilfe benötigen, von uns professionell wie auch menschlich erwarten.
Auf den ersten Blick geht es wohl immer um Effektivität, um erlebbare wie auch nachweisbare Wirksamkeit. Doch diese kommt nur dann zu Stande, überwinden wir jene Dürftigkeit, die einer ausschließlichen, letztlich einschichtigen Professionalität als Therapeut, als Pflegekraft oder als Heilpädagoge entspringt. In Wirklichkeit haben wir es mit *mehreren* Schichten zu tun, die von uns erkannt und im konkreten Tun, wenn auch mit jeweils unterschiedlicher Gewichtung zusammen geschmiedet bzw. miteinander verbunden werden. Diese sind im Einzelnen folgende Punkte.

Dimensionen einer menschenfreundlichen Behinderten-Arbeit

1. Schicht
(meine) *Professionalität*
samt allem Wissen und Kompetenzen

2. Schicht
(des anderen) *Experten*-Sein
samt dessen Lebensgeschichte

3. Schicht
allgemeine (meine) *MitMenschlichkeit*
samt des jeweiligen Menschenbildes

4. Schicht
(meine) *Lebensgeschichte*
samt allen Verletzungen und Inhalten

INSGESAMT
meine *konkrete*, alltägliche *Arbeit* in konkreten *Situationen* und im *Dialog* zu leisten und auch zu gestalten

Absichtlich wurde immer wieder das Wort „meine“ voran gestellt, um damit meine Verantwortlichkeit zu dokumentieren. Kein Faktor oder keine Schicht ist von meiner Person oder von der Person des jeweils Anderen los gelöst zu betrachten – und die hier mitschwingende Verantwortung ist mir von niemand anderem abzunehmen. Man kann die eigene Existenz und die darin verborgene Verantwortung mit niemand anderem tauschen (nach E. *Levinas*).
Zusätzlich ergeben sich noch quasi *drei Arbeitsbedingungen*, die an eine Art methodisches Vorgehen erinnern, letztlich aber – aufgrund persönlicher Entscheidung – als unumstößliche Bedingungsfaktoren anzusehen sind: heilpädagogische Arbeit sollte (a) phänomenologisch, (b) kommunikativ bzw. dialogisch und sie sollte (c) sollens- bzw. normen-bestimmt geschehen.

Meine Arbeit und der sie bedingende Hintergrund:

- *phänomenologische* **Vorgehen** – d.h. sehen, was ist und was sich zeigt
- *kommunikatives* **Handeln** wo immer es nur geht und
- *sollens*- (bzw. norm-) orientierte **Ausrichtung**

Dies alles ist im *Spannungsfeld* von *individuellem* und *über*-individuellem Leben, Lernen und Arbeiten angesiedelt, wobei es zwischen (a) und

(b) zu großen Widersprüchen kommen kann – zudem gebündelt in der Person des Heilpädagogen und konkretisiert durch das jeweils eigene verantwortende ICH.

Unsere Professionalität

Gleich zu Beginn will ich den Blick erst einmal vom spezifischen Können weg lenken, das sich jeder auf eine andere Weise angeeignet oder erworben hat – der eine als Krankengymnast, die andere als Beschäftigungstherapeutin, ein nächster als Heilpädagoge und wieder ein anderer als Pfleger, Lehrer oder als Psychologe.

All diesen unterschiedlichen Berufen ist die *unmittelbare* Ausrichtung auf einen anderen Menschen gemeinsam – konkret auf Menschen, die Hilfe brauchen. Es geht zum einen um *Intentionen*, um die Absicht also, und zum anderen um *Intentionalität*, die Ausrichtung.
Ziele *und* Haltungen sind es wohl, die hier miteinander konkurrieren wie sich auch gegenseitig bedingen.
Die jeweilige *Haltung* bedingt das Verhalten, dieses wiederum veranlasst zu bestimmten Handlungen und daraus entsteht dann unser Tun und Lassen, wie auch umgekehrt unser Tun Haltungen forciert und formiert und sie mit der Zeit dauerhaft werden lässt.
Sich über die *Ziele* klar zu werden, gehört ebenso mit zu den wichtigen Aufgaben.
Da können das *Leitbild* der Einrichtung oder auch der *Lehrplan* einer Schule eine Rolle spielen, gleichermaßen ein verantwortlich erstellter *Förderplan*, wenn dieser in einer menschenfreundlichen wie menschenförderlichen Art erstellt wurde und nicht nur in einer symptomorientierten Diagnostik gründet. Entscheidend ist zudem das formulierte oder in einem wirkende *Menschenbild*, die eigene oder auch eine allgemeine Vorstellung von einem *zufriedenen, vielleicht sogar glücklichen Leben* oder auch das, was man heute als *Lebensqualität* empfindet bzw. als solche versteht.
Würden wir mit dieser letzten Feststellung die Aufzählung beenden, fehlten doch *zwei* wesentliche Punkte, die wie eine Farbe dieses „Gemisch“ einfärbten – zum einen meine innere und meist doch ganz persönliche Vorstellung von dem, was ein „gutes Leben“ ausmacht – und zum anderen aber auch die Vorstellungen meines Gegenübers von dessen „guten Leben“.
Für mich selbst gibt es *zwei* Momente, die ich diesbezüglich gerne unterscheiden möchte:Da wäre zum einen eine *über-individuelle* Dimension, was Leben ausmacht und Leben letztlich erst erfüllt sein lässt, und zum anderen eine *kommunikative* Dimension heilpädagogischen Handelns.

Wir können keinem Menschen nach meiner Vorstellung adäquat zu Hilfe kommen, wenn uns seine ureigenen Wünsche, Vorstellungen und Sehnsüchte nicht hinreichend bekannt sind; gleichzeitig kann ich mir persönlich keine gültige heilpädagogische Arbeit vorstellen, wo ausschließlich die Bedürfnisse, Wünsche und Interessen eines einzelnen Menschen Maßgabe und Ziel sind. (vgl. auch Lindmeier 1999)

Es gilt also, die Intentionen der anderen Seite ins Auge zu fassen und sie mit den eigenen in Verbindung zu bringen, sie aber gleichzeitig mit dem abzustimmen, was übergeordnet gut und letztlich von beiden auch zu verantworten ist.
Erziehung und mit ihr wohl auch Therapie, Pflege und eingeschränkt auch Bildung sind *kommunikative Ereignisse* oder auch Angelegenheiten, die letztlich zu einer jeweils „gebrochenen Intention“ (*Krappmann*) führen müssen, denn selten wird sich nur der eine durchsetzen und der andere sich gänzlich mit der Rolle der Verfügbarkeit oder der Anpassung zufrieden geben oder umgekehrt.
Jeder muss den Anderen *wahr*-nehmen und in seiner Wahrnehmung oder besser durch seine Wahrnehmung den jeweils anderen *ernst* nehmen. In dessen Sicht der Dinge verkörpert er sich als Person mit all seinen Erfahrungen, Bedeutungen und Haltungen, aber auch mit all seinem Bedürfen, Wünschen und Sehnen. Insofern ist jede Lebensäußerung eines Menschen – sei sie motorisch oder verbal, kreativ oder routinehaft, kreativ oder alltäglich noch so problematisch – subjektiv sinnvoll. In den Kompetenzen wie auch in den Defiziten, im Können wie im Nicht-Können als Kennzeichnung, ja als Gütezeichen menschlichen Lebens konkretisiert sich der jeweils Andere in seiner Würde als unverwechselbare und unantastbare einzelne Person.
Unabhängig von jener Haltung werden *therapeutische* Ziele, *pflegerische* Ziele und *pädagogische* Ziele nicht identisch sein – selbst wenn sie gleichen Menschen bei gleicher Behinderung gelten und diese in gleicher Lebenssituation betreffen.

Pflege hat die Aufgabe, eine als defizitär erlebte und gegebene *Situation* zu verbessern, sodass anschließend der Betroffene wieder zuversichtlicher oder mit mehr Wohlbefinden sein Leben aufnehmen, bewältigen, führen und gestalten kann.
Therapeutische Arbeit konzentriert sich darauf, meist eng umschriebene wiederum meist defizitäre Konfliktpunkte oder Störmomente im Lebens- und Lernvollzug anzugehen, um gefährdete Entwicklung oder irritiertes Leben wieder in Gang zu bringen.
Pädagogische Arbeit – konkret als Erziehungs- und Bildungsarbeit – besitzt das weiteste Spektrum – sowohl *inhaltlich* als auch *zeitlich*. Pädagogische Arbeit ist immer auf die Zukunft des jeweiligen Menschen gerichtet, selbst wenn sie sich in der Gegenwart vollzieht.

Grundsätzlich versteht sich *pädagogische* Arbeit davon abgegrenzt als perspektivisch – und zudem nicht als primär defizitorientiert … und sie hat es mit **Inhalten** zu tun, um Welt kennen zu lernen, um Sachen wie auch Situationen zu klären und um Leben leben und gestalten zu lernen.
Ihr Anliegen sind nicht in erster Linie zu erwerbende *Kompetenzen*, auch wenn das Tun von Sonder- und Heilpädagogen lebenspraktisch ausgerichtet sein mag; vielmehr geht es vor allem darum, *Sinn-Inseln* für den Lebensvollzug zu schaffen und *Bedeutungen* wie auch *Haltungen* ins Leben des Einzelnen trotz und mit seiner Behinderung zu „installieren". Man sollte wissen, dass man sein Herz „an etwas hängen" und daraus für sich auch Halt ziehen kann, aber auch schätzen lernen, dass man sein Herz verschenken und sich selbst an etwas oder jemanden binden kann.

Zur Innenschau heilpädagogischen Tuns bzw. des erzieherischen Verhältnisses

Pädagogische Arbeit ist grundsätzlich *keine verkündende* Arbeit, sondern ein „kommunikatives Geschehen"; und wenn es um eine *gemeinsame* Aufgabe geht, handelt es sich immer um „**dialogisches** Bemühen" – d.h. um ein *gemeinsames* Durchdringen der Aufgabe als verbindliche Arbeit bei gleichzeitiger Suche nach dem Wesentlichen, nach dem Grundlegenden wie auch nach sinnstiftendem Wort, nach der Wahrheit.
Das schließt *Ansprechen* nicht aus – im Gegenteil. *Ansprechen* ist der Beginn jeder Erziehungs- und jeder Bildungsbemühung (A. *Möckel* 1999). Ich spreche den anderen an – in seiner Befindlichkeit, in seinen Schmerzen, in seiner Begeisterung, in seinem Höhenflug.
Aber auch der Andere spricht mich an und signalisiert mir: ich meine Dich, Du bist mein Bruder, meine Schwester, mein Kollege, Du bist mein Helfer, Begleiter und Förderer. Verbindet uns eine parallele oder gar ähnliche Erfahrung, entwickelt sich nicht nur eine nur schwer beschreibbare, im gemeinsamen Schmerz oder auch in der gemeinsamen Freude gründende Solidarität.
Rainer *Kunze* formuliert dies in seinem Gedicht Dimensionen so treffend: „…ab und zu *ernennen* wir uns … (zu alten Hasen), jeder im Nacken die meutefühlige Narbe!" Im Angesprochen-Werden werden wir vom anderen als unverwechselbare Person ernannt, heraus gelockt – in uns unser Ich wach gerufen.

Angesprochen-Werden und *Ansprechen* gilt für behinderte Menschen wie auch deren Helfer gleichermaßen als Grundlage menschlicher Existenz. Fehlende Ansprache ist lebensbedrohlich, und bewusstes Schweigen mehr noch als unendlich kränkend.
Und nicht nur ergänzend sei vermerkt: Auch von den Dingen des Lebens werden wir *an*-gesprochen – den geordneten (Verkehrsschild) wie von den scheinbar ungeordneten – dem Regen, dem Schnee, der Sonne oder dem Frühling, wie das nachfolgende kleine Kinderlied uns lehrt. Und immer werden wir gerufen – in die Welt, in das Leben gerufen.

FRÜHLING

In meinem Garten ist über Nacht
der Frühling erwacht,
man kann sie schon seh'n,
Schneeglöckchen steh'n
in dichten Reih'n.
Sie wecken die Vögel, die Wälder,
die Büsche, die Wiesen und Felder,
die ganze Welt
– und mich.

Hedwig Nottarp

Der eigene Name – Verheißung und Beauftragung zugleich

Von ganz besonderer Bedeutung ist das *Angesprochen*-Werden mit dem eigenen Namen. Unser persönlicher Name ist Programm. Mit meinem Namen verbindet sich meine Herkunft und dieser signalisiert auch meine Zukunft. Mit meinem Namen bin ich gegenwärtig und haftbar für alles, was ich tue oder lasse, denke und fühle, sage oder verschweige.
Mit dem eigenen Namen sind wir aus der Anonymität heraus gerufen und in Kenntnis wie in Verantwortung gesetzt.
Behinderte Menschen erleben in ihrer Krankheit, ihrer Schädigung oder auch in ihrer Behinderung *die* große Konkurrenz zu ihrem eigenen Namen.
Auch eine Krankheit, eine Behinderung oder Schädigung belegen wir mit einem Namen – Down-Syndrom, Schizophrenie oder Alzheimer – und rufen damit eine Macht auf den Plan, die nicht selten aufgrund der einer Diagnose innewohnenden Mächtigkeit und kraft ihrem Faszinosum in einen Kampf eintritt.
Welcher Name gewinnen wird, bleibt theoretisch offen; im Alltag siegt meist doch die Diagnose.
Wir selbst haben schon Mühe, den eigenen Namen in den Mittelpunkt zu rücken und diesen Platz weder an Titel noch Diagnosen, weder an Leistung noch an Versagen oder Schuld vorschnell und letztlich entmächtigt abzutreten.

Der Mensch als **erfreuliches Wesen** verdient nichts anderes als die unauslöschliche Zuordnung zum eigenen Namen und eben nicht jene anthropologisch höchst fragwürdige Verknüpfung mit einer Diagnose – die als Handlungsimpuls zweifelsohne ihre Berechtigung hat. Sie gibt eine Richtung vor und leistet Orientierungs- wie auch Klärungshilfe – mehr aber auch nicht. Sie ist nicht konstruktiv, wenn auch initiierend, sie ist nicht entwicklungsfördernd, wenn auch bzgl. der Hilfsmittelversorgung und anderweitiger Hilfeleistungen fraglos dienlich.

Begegnen wir Menschen unter der Diktion ihres eigenen Namens, betreten wir unsicheres Feld, während ein Entlang-Gehen an der Diagnose ein sicheres Voran-Kommen verspricht. Die Suche nach dem Machbaren zum einen und das Verliebtsein in das eigene Werkzeug zum anderen sind wohl derzeitig hofierte Sichtweisen selbst eines heilpädagogischen Handelns.
Eine Replik an Gedanken aus der griechischen Philosophie können die Fragwürdigkeit dieser Sicht erhellen wie auch belegen, vielleicht sogar zu einer Kurskorrektur veranlassen und motivieren.

Exkurs: ein Blick in die griechische Philosophie

(in Anlehnung *an* und *aus* einem Vortrag von A. von *Schirnding*, Irrsee 2001)

Das besondere Moment heilpädagogischen Tuns liegt eben nicht nur im Tun, sondern vor allem in dem *Verhältnis*, das wir als Heilpädagogen zu behinderten Menschen eingehen; und ein solches als behinderter, kranker oder der Hilfe bedürftiger Mensch im Anschluss daran zu sich, zur Welt, aber auch zu seinem Gegenüber kraft der gemeinsamen heilpädagogischen Arbeit selbst zu gewinnen, wäre wohl der Inbegriff eines wie auch immer zu beschreibenden Erfolgs.
Anhand von Bildern aus der griechischen Philosophie soll die darin enthaltene Gegensätzlichkeit beider Wege – das erreichte Können und jene „Selbstverhältnisse“ (V. *Gerhardt*) – verdeutlicht werden. Für das sog. *erfolgreiche Tun* stehen die Sophisten – vertreten z.B. durch *Lysias*. „Er weiß alles, was nötig ist und verabreicht sein Wissen an Nichtwissende wie Bedürftige oder wie der Koch seine Speisen an leere Mägen“; als sog. Gegen-Figur und als Vertreter für zu *gewinnende Verhältnisse* gilt *Sokrates*.

Die *sophistische* Lehre ist bei allem Reichtum (nach v. *Schirnding*) von einem Mangel gekennzeichnet – ein Mangel an Liebe. Der *pädagogische* Eros, den wir bei *Lysias* vergebens suchen – bei *Sokrates* und seinem von ihm kreierten wie auch gepflegten Dialog ist er im Spiel: Als *Liebe zur Sache* und als *Liebe zum (lernenden) Menschen*. Das angestrebte Verhältnis ist hier vom Ansatz her bereits vorhanden; der gesuchte wie auch der praktizierte Dialog beruht darauf.
Lysias bleibt mit seiner Weisheit allein. Die nichts als aufgeklärte Vernunft gibt sich ihr Gesetz selbst, kreist um die eigene Mitte. Sie ist unfähig, die Grenzen des Subjekts auf ein anderes und auf jemand anderen hin zu überschreiten, und sie ist außer Stande, sich von fremden Wesen ansprechen, berühren oder gar erschüttern zu lassen.

Das Wissen des *Lysias* beruht auf Werkzeugintelligenz; die Vernunft, die dieses Wissen hervor bringt, ist *instrumentelle* Vernunft. Vermittelt wird eine *Technik* der Lebensführung mit Erfolgsgarantie bei der Durchsetzung der jeweils individuellen Bedürfnisse, Interessen und Machtgelüste.
Die *sokratische* Vernunft richtet sich nach innen, auf das eigene Selbst wie auf das, was Menschen begegnet, was sie anspricht. Wer sich in die eigene Seele wie in die des anderen einzutauchen traut, sich auf Selbsterkenntnis verlässt, verliert allen sicheren Boden unter den Füßen. Mit dem Wissen, das ein Mensch als Taucher erlebt – so v. *Schirnding* – , kann er im praktischen Leben vordergründig meist wenig anfangen. Es ist zweifelhaft und traumbildartig, es entzieht sich dem definitivem Zugriff und es ist nicht einfach mitteilbar. Nur im *gemeinsamen* Bemühen kann man ihm nachgehen und in ihm wie durch ihn wieder Halt finden. Doch die dabei entstehenden Fragen werden zahlreicher als die gefundenen Antworten – zumindest für den, der ehrlich ist, und der gefundene Halt erweist sich von total anderer, einer neuen Qualität. Doch genau dies wäre der Weg zum Menschen, zum Menschen als „erfreulichem Wesen“. Der Mensch hat sich auf diese Weise selbst neu geschaffen – *Rombach* spricht in diesem Fall von einer „Konkreativität“.

Der Mensch muss erst – will er in sich das „erfreuliche Wesen“ entdecken – Mensch werden; mit der natürlichen Geburt alleine ist es nicht getan.

„Was für ein erfreuliches Wesen ist der Mensch, wenn er ein Mensch ist!“ Hier wird jene zentrale Vokabel Mensch *zweimal* verwendet, allerdings in unterschiedlicher Bedeutung. Es gilt einen Weg zurück zu legen hin zur *humanitas*. Der Mensch soll „in Form“ kommen, d.h. sein wahres Selbst aufspüren und zum Erblühen bringen. Der Weg dorthin heißt *Bildung*, sicherlich auch *Erziehung und Pflege* – und manchmal auch *Therapie*. Der Kosmos, die Ordnung, das Zugesagte versetzt ihn in die Lage, durch Freundschaft wie durch Einordnung, durch Selbstbeherrschung wie auch durch Gerechtigkeit, „den Himmel und die Erde, die Götter und die Menschen durch Gemeinschaft zusammen zu halten“ – vorausgesetzt, er beachtet das rechte Maß (die Geometrie), bleibt in der Aura und Sogkraft jener Ordnung und folgt nicht primär seinen eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen. Doch Bildung meint in diesem Sinne nicht nur das individuelle Moment bzw. das eigene Selbst, sondern das Gesetz des menschlichen Lebens erkennen und sich in die Entdeckung hinein zu wagen – dass zwar nicht die Lebens*verhältnisse*, sondern die (inneren) Lebens*bedingungen* für alle Menschen gleich sind. Nach A. von *Schirnding* zeigt sich darin der eigentliche Beginn der von uns heute immer wieder hoch gepriesenen und letztlich aber doch mehr von der Macherseite her verstandenen Solidarität. Im Entdecken jener ursprünglichen Gleichheit hat die Humanität ihre eigentlichen Wurzeln.

Um diesen Weg erfolgreich wie auch befriedigend zu gehen, bedarf es eines kundigen, *dem Menschen zugetanen* Helfers – konkret eines *mutigen* Helfers, der sich über die aufgerichtete Grenze der Bedürfnisse des jeweils anderen hinauszugehen traut, letztlich jemanden, der „provoziert“, weil er weiß, dass es nur auf diese Weise wirklich Antworten geben kann; und es bedarf Mut, sich nicht dem kurzschlüssigen Besseren einseitig anzuschließen, sondern der Liebe zur Sache wie der Liebe zum lernenden, d.h. zum sich verändernden, also nicht festgelegten Menschen Glauben zu schenken und sich diesem auch zu überlassen.
Wir sind gewohnt, an die Vernunft zu appellieren und unser Bedürfen entsprechend zu artikulieren, und wir richten uns an die Welt in all ihrer Vielgestaltigkeit, mit all ihren Rätseln, Weisheiten und Geheimnissen als zentralen Partner für uns Menschen. Wir leben „in“ der Welt und versuchen eine Partnerschaft „mit“ ihr zu erreichen.
Ergänzend erfahren wir hierzu einen unverzichtbaren, wenn auch unausgesprochenen Rat: Passe gut auf Dich auf, damit Du Dein zerbrechliches Glück nicht verlierst; verliere aber auch die Hoffnung nicht aus dem Auge, dass es für Dich eine Perspektive gibt – eine „Transzendenz nach vorne“ (E. *Bloch*) oder auch eine „Existenz über sich hinaus“ (M. *Heidegger*) als das eine, und das Gute als Himmel über das Andere.

Bei aller Sympathie für diesen Blick „nach vorne“ hat uns zumindest die Hinwendung zu Sokrates und seinem Dialog auch in jene andere Richtung zu schauen gelehrt – jene nach unten wie auch nach oben, und nach dem zu fragen

und sich zu sehnen, was hinter den sichtbaren Dingen liegt – „einzutreten in das Grün hinter dem Grün“.

DAS GRÜN HINTER DEM GRÜN

Wenn die Schreie der Ertrinkenden
verstummt sind
geh weiter
such auf dem Weg
den Schatten des Brückengeländers
der sich berührenden Zweige
Tritt ein
in das Grün hinter das Grün
wo die Liebe aufhört
das Licht seinen Schrecken verliert.

Albert von Schirnding

Die eigenen Grenzen im Sinne der später noch zu erörternden „Unvollkommenheit“ wie auch die Möglichkeiten im Sinne des Guten sich zu vergegenwärtigen, das wäre wohl der angezeigte Weg. Unter diesem Eindruck, dass *allen* Menschen *Aussicht* nach vorne gegeben ist, aber ebenso dass *alle* Menschen gleichermaßen einer *Begrenzung* unterliegen, festigt sich jene *Solidarität* – als der aller erste Schritt hin zur vorhin ins Spiel gebrachten *Humanität*, letztlich zur Mitmenschlichkeit.
Mitmenschlichkeit ist für mich in erster Linie MitMenschlichkeit, d.h. konkret *mit* dem Menschen zu sein, sich *mit* ihm zu treffen, sich neben ihn bzw. zu ihm zu setzen, einfach da zu sein – *mit* ihm ein Stück den Weg seines Lebens zu gehen, *mit* ihm zu trauern und sich *mit* ihm zu freuen, *mit* ihm zu sprechen wie auch *mit* ihm zu schweigen.

In dieses seltsame **Mit** münden ganz viele Tätigkeiten ein, und aus diesem Mit heraus geschehen oft erst die eigentlichen Veränderungen. Es geht gar nicht um hochfliegende Ideale, sondern um das Begreifen und Erleben einer kaum erklärbaren Verbundenheit, nämlich als einzelner Mensch wie alle Menschen sonst unter dem gleichen Lebensgesetz angetreten zu sein und sein Leben im Sinne von A. *Schweitzer* zu leben, dessen unvergesslicher Satz sehr vielen Menschen mahnend wie auch tröstend zum Bekenntnis wurde:
Ich bin Leben inmitten von Leben, das leben will.

Dieses Mit ist uns Menschen biologisch möglich und als Idee des Guten zugänglich; um es konkret geschenkt zu bekommen oder auch zu schenken, bedarf es allerdings einer zusätzlichen, bewussten Anstrengung.
Nicht verschwiegen werden soll an dieser Stelle, dass aber auch das *Gegen* seinen Wert haben kann, eben nicht „mit“ dem Menschen zu gehen, seinen Weg nicht „mit“ ihm zu teilen, sondern ihm zu be-*gegnen*, *gegen* ihn zu sein und einen *Gegen*-Vorschlag, eine *Gegen*-Bewegung ins Spiel zu bringen. Auch hier treffen wir wieder auf das Phänomen der Provokation und Evokation als den Menschen fordernde wie auch förderliche Momente – die Revokation eingeschlossen.

Mit diesen Überlegungen haben wir uns weit entfernt von dem derzeit wogenden Streit, inwieweit die Sonder- oder Heilpädagogik bzw. die Behinderten- und Altenhilfe nicht doch immer noch sehr deutliche „Reste“ einer *Defizit*-Orientierung in sich tragen und ob eine *Kompetenz*-Orientierung, fußend in der Überzeugung, in jedem Menschen stecke zum einen „Lebensenergie“ zum anderen aber auch die „Tendenz zur Selbstgestaltung“ (*Haupt* 1998), die bestenfalls einer Begleitung, manchmal auch des Schutzes und ab und zu auch der Anregung von außen bedarf. Dieser Streit als eine Entweder-oder-Situation führt uns in ein Schwarz-Weiß-Denken, das die Etikettierung mit Mitteln der Etikettierung bekämpft – und von daher auf Grund einer fast ideologisch anmutenden Einseitigkeit entschieden abzulehnen ist.

Wir suchen die *erfreuliche* Seite des Menschen, jene, die *in* die Aufgabe, sein Dasein zu gestalten, einmündet, die Anforderungen auf sich nimmt, sich sowohl der persönlichen Grenzen als auch der eigenen Möglichkeiten bewusst ist und diese in einem oft mühevollen Alltag mit Lust und mit Liebe – in der Begegnung mit der Welt und in der Begegnung mit den Anderen – zu leben sucht.
Mitmenschlichkeit kann nur jener üben, der weder den Menschen über-idealisiert noch ihn ständig beurteilt, sondern vom Menschen als „erfreulichem Wesen“ überzeugt ist und alles dafür tut, diese Seite aus ihm hervorzulocken, sie zum Wachsen anregt und diese Perspektive möglichst nicht eintrüben lässt.
Krankheiten, Gebrechlichkeiten und Schädigung sind hierfür besonders geeignete „Mittel“

im Sinne von Stolpersteinen. Umso dringender erscheint mir, den Menschen – unter erschwerenden Bedingungen seines Lebens – möglichst umfassend und persönlich zu begegnen, sich von ihm vermitteln zu lassen, wie er bislang sein Leben meisterte und wo er sich in Stolperdrähte verfing, wo sein Bedürfen angesiedelt ist und wohin ihn seine Sehnsucht trägt – wohlwissend, dass nämlich „der nicht geschundene Mensch nicht ans Bildungsziel kommt“ (von *Schirnding*).

Zu den Experten

Experten sind solche Menschen, die selbst und ganz persönlich mit ihrer Krankheit, ihrer Schädigung oder ihrer Behinderung Erfahrung– gute und schlechte, gesellschaftliche wie auch persönliche, im Freundes- und Familienkreis oder auch nur ganz für sich alleine – gesammelt haben.
Sie mussten ihren Alltag leben und sich ganz und gar all dem aussetzen, was ihr persönliches Leben mit sich brachte. Eltern können dabei berichten, wie sie es mit dem Füttern oder mit der Pflege schafften, Geschwister haben ihre ganz eigene Geschichte zu erzählen – und die betroffenen Menschen selbst sammelten Erfahrungen, wie sie kein Professioneller je nachholen wird – so belesen er auch sein mag.
Wir können Hilfestellung in konkreten Bereichen geben oder auch Deutungsmuster anbieten, doch die Erfahrung selbst bleibt beim Anderen. Wir können sie sichten, sie mit ihnen zusammen ordnen oder auch Sinnkerne heraus filtern, wie dies vielleicht nur aus einem gewissen Abstand heraus möglich ist.
Als Außenstehender kommt einem bei vielfältiger Erfahrung der Vergleich zur Hilfe. Man kann aus der einen Situation Anstöße für eine weitere, ähnliche gewinnen – mehr als Anstöße aber sind es wohl nicht.
Die Rolle des *Professionellen* ist dem *Experten* gegenüber erst einmal die des Hörenden, Sehenden, Staunenden und Fragenden.
In der jeweiligen Lebens- wie auch in der ganz konkreten Alltagsbewältigung begegnen einem sowohl die Fortschritte, die erreichten Erfolge und die gewonnenen Siege als auch die Niederlagen, die Ängste und das Versagen.
Das, was umgesetzt worden ist, und das, was als Versagen erlebt und wahrscheinlich sogar längerfristig als Defizit verbucht wird, transportiert u.a. die einer Person zugehörenden Bedeutungen, Werte und Haltungen. Jede Lebensäußerung eines Menschen ist zumindest subjektiv bedeutsam und sollte auch unter dieser Prämisse gesehen werden.
Wie sonst würde man sich um ein möglichst tägliches Duschen bemühen, wäre einem die Hygiene nicht wichtig, oder wie sonst versuchte jemand, wöchentlich mindest einmal auf den Sportplatz zu kommen, spielte Sport in seinem Leben keine Bedeutung.
Selbst aber staune ich immer wieder, wie Eltern mit schwierigen Kindern zurecht kommen, wie sie den Pflegeaufwand meistern, erschrecke aber auch zutiefst, wie sehr sich manche einspannen lassen und nahezu in eine ganz „offizielle“ Co-Abhängigkeit geraten.
Hier von Beginn an Betroffenen wie deren Angehörigen, Freunden und Begleitern wertschätzend zu begegnen, in dem man sich für all das wirklich interessiert, was es hier zu sehen, zu beobachten und zu spüren gibt und nicht bewertend oder beurteilend aufzutreten, erscheint mir das A und das O einer Behinderten-Arbeit zu sein, die *Menschenfreundlichkeit* für sich in Anspruch nimmt.

Dass man dann nach einer gewissen Zeit auch daran gehen könnte, zusammen eine weitere oder auch eine andere Perspektive zu entwickeln, schließt Beratung mit ein – doch ist hier nicht das Rat-Geben aus einer besserwisserischen Sicht gemeint, sondern das sich in Solidarität gründende gemeinsame Fragen, Suchen und Finden.
Dabei kann gelernt werden, dass *Finden* sich oft einstellt, je weniger man (zwanghaft) sucht; und dass zu fragen nicht selten wichtiger sein kann, als sich (vorschnell) einer Lösung zu überlassen.

Ich verbringe mein Leben
mit Suchen in meinem Studio
meinem Lieblingsort,
um mich nach Möglichkeit dem,
was mir unbekannt ist, zu nähern.

Man weiß nie genug.
Und so ist auch im Bekannten das
Unbekannte und sein Lockruf.

Der Künstler weiß, was er tut;
aber damit es die Mühen wirklich
wert sind,
muss er jene Grenze überschreiten
und tun, was er nicht weiß,
und in jenem Moment ist er
jenseits des Wissens.
Die Kunst ist für den Künstler
eine Frage –
sind am Ende viele aufeinander
folgende Fragen unsere Antworten?

E. Chillida

Der behinderte Mensch – ein *unvollkommener* Mensch?

Wichtig in diesem Zusammenhang erscheint mir, die **„Unvollkommenheit des Menschen“** nicht länger einseitig als Defizit zu verbuchen und damit sowohl die Unvollkommenheit als auch den Menschen insgesamt abzuwerten. Defizite möchte man möglichst beseitigen, auflösen oder durch das Fehlende ergänzen.
Hier schleicht sich ein meist unausgesprochenes Ziel, manchmal auch nur ein Wunschtraum, letztlich aber ein Wert ein, auf den unsere Gesellschaft spürbar zusteuert (erinnert sei an die Gen-Diskussion), nämlich den der *Perfektion*, eben die Vollkommenheit an die Spitze der Prioritätenliste zu setzen und Perfektion sowohl bzgl. des Aussehens als auch der Leistung zum Ideal und damit zum verbindlichen Maßstab für alle zu erklären. Und wenn wir eingangs den heutigen Trend zum jeweils „Besseren“ mit Hinweis auf die Sophisten kritisierten, so finden wir im Sich-Annähern an die Unvollkommenheit des Menschen einen Weg „nach unten“ – gar nicht der Ernüchterung, sondern sehr wohl der Erschließung von Tiefen als eine bemerkenswerte Verknüpfung von Verlust und Kraft, von Verzicht und Gewinn, von Geschundensein und Bildung.

Dr. Peter *Radtke*, selbst schwerst körperbehindert, führte bei seiner höchst eindrucksvollen Rede anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Der (im)per-fekte Mensch“ in Dresden 2001 aus:
„…Der perfekte Mensch ist der unvollkommene Mensch, aber er ist auch der vollendete Mensch. Es wird ein Endprodukt angestrebt, von dem aus es naturgemäß keine Fortentwicklung mehr geben kann. Konkret bedeutet dies, dass Perfektion Stillstand hieße … (er zählt dann eine Reihe von solchen Utopien auf und fährt fort), dass die Schriftsteller allmählich beginnen, die schrecklichen Konsequenzen zu erkennen, die solchen scheinbaren Idealwelten inne wohnen. Nicht die Befreiung des selbstbestimmten Individuums steht am Ende dieser Entwicklung, sondern die *inhumane Gleichförmigkeit* von Mensch und System … jeder Mann wie Schwarzenegger und jede Frau wie Br. Bardot? Wollen wir wirklich unseren Traum zu einem Alptraum werden lassen?
Ein Blick zu den großen Künstlern, konkret viele Dichter und Musiker und Maler eröffnen uns eine neue Sicht: *Ihre Werke resultieren aus dem Bewusstsein des Unvermögens.*

Der saturierte Mensch schreibt kaum Gedichte, nimmt nicht Palette und Pinsel in die Hand, beginnt nicht damit, Tage und Nächte Noten aufs Papier zu kritzeln…Behinderte und nicht behinderte Menschen haben *kreative* Auswege gefunden, um ihre Sehnsucht nach dem Vollkommenen zu kompensieren. Glauben Sie, dass Franz *Schubert* „Die Winterreise“ oder „Die schöne Müllerin“ komponiert hätte, wäre er glücklich verheiratet gewesen? Und van *Gogh* konnte seine Liebe zum Menschen nicht im tätigen Engagement für den Menschen verwirklichen. So wurde er zum Wegbereiter der modernen Malerei … Die Beispiele ließen sich endlos fortsetzen … Nicht zuletzt aus diesem Grund ist der behinderte Mensch potentiell der geborene Künstler. Immer wieder wird die Behinderung als ein Defizit definiert. Doch was wäre so schlimm daran, solange man Defizit als Chance der Fortentwicklung versteht?
Der „perfekte Mensch“ ist also jener, der sich seiner Unvollkommenheit bewusst ist und sie als wesentlichen Bestandteil seines Menschseins begreift…!“
Vielleicht müssten wir doch kritisch anmerken, dass allein die Traurigkeit oder eine erlebte Frustration noch keinen Menschen automa-

tisch zum Dichter macht; hier muss schon ein innerer Impuls hinzu kommen, aus dieser erlebten Sackgasse heraus zu finden, sich zu befreien. Doch nicht immer das eigene und aus sich heraus erbrachte Aktivsein ist der Schlüssel zum Erfolg, oft verbirgt sich im Müßigsein, im Warten und auch im Hoffen der Aufbruch in ein neues Lebendigein und Schöpferischsein.
Dieses Bewusstsein jedoch stellt letztendlich keine Kränkung dar, sondern signalisiert sogar das Gegenteil – eine Ehrung wie auch eine Befreiung: Wir werden – wie Hilde *Domin* in ihrem Gedicht „Bitte“ sagt – immer wieder *zu uns* zurück geführt, *zu uns* „entlassen“.
Hier tut sich ein uns meist verborgenes Wissen um unsere menschliche Existenz in ihrer ureigentlichen Begrenztheit und Bescheidenheit auf. Sich dieser immer wieder zu erinnern und zu vergewissern, stünde dem Menschen als „erfreulichem Wesen“ sehr gut an:

BITTE

Wir werden eingetaucht
und mit dem Wasser der Sintflut
gewaschen
wir werden durchnässt
bis auf die Herzhaut.

Der Wunsch nach der Landschaft
diesseits der Tränengrenzen
taugt nicht,
der Wunsch, den Blütenfrühling
zu halten,
der Wunsch, verschont zu bleiben,
taugt nicht.

Es taugt die Bitte,
dass bei Sonnenaufgang die Taube
den Zweig vom Ölbaum bringe.
Dass die Frucht so bunt
wie die Rose sei,
dass noch die Blätter der Rose
am Boden
eine leuchtende Krone bilden.

Und dass wir aus der Flut,
dass wir aus der Löwengrube und dem
feurigen Ofen
immer verschonter und immer heiler
stets von Neuem
zu uns selbst
entlassen werden.

Hilde Domin

Wir spüren, dass das Gegen-Konzept der „Kompetenz-Orientierung“ oder auch der „Ressourcen-Orientierung“ nicht mehr hinreicht. Hier wirkt das *Defizit* als Defizit wie weggewischt und auch unser allgegenwärtiges Wünschen wird ad absurdum geführt, gleichzeitig aber das Lied der Hoffnung und der Zuversicht auf stets neues Heil-Werden angestimmt.
Nicht zu höheren Weihen und nicht als Über-Mensch – nein, zu uns selbst werden wir als erfreuliches Wesen „entlassen“ und zu uns selbst zurück geschickt – jedoch verschonter und heiler und dies wohl immer wieder.

Hier entsteht Neues – und wir zapfen nicht nur Ressourcen an oder wenden uns auch nicht nur an vorhandene oder auch an auszuweitende Kompetenzen. Der Mensch selbst zeigt sich hier in einem anderen Koordinaten- und Sinnsystem als Bedürftiger wie als Beschenkter.

Die Menschen stärken

Hartmut von *Hentig* (1985) hat als erster Pädagoge nachweislich davon gesprochen, es ginge in der pädagogischen Arbeit darum, „die Menschen zu stärken und die Sachen zu klären“ (für ihn vor allem sie selbst und unsere Erfahrungen mit diesen zu ordnen). Ich selbst fügte dazu – …und das *Leben leben zu lernen* (vgl. *Fischer* 1999).
Das etymologische Wörterbuch lehrt uns, dass *Stärke* etwas mit Steifsein zu tun hat. Wir kennen in Deutschland die „steife Brise“ – und meinen damit eine gewisse Heftigkeit, der wir ausgesetzt sind. Es geht wohl darum, Widerstand zu leisten und sein Selbstsein soweit im Griff zu haben, dass man sich den Anfechtungen wie auch den Anfeindungen, den Verlockungen wie den Erwartungen entgegen zu setzen und möglichst keine Verfremdungen zuzulassen vermag.
Nicht Verfremdungen oder gar *Ent*eignungen, sondern *An*eignungen – das wäre das Gegenwort – sollten dank der Stärkung bzw. Bestärkung möglich werden.
Das ist leicht hin geschrieben oder theoretisch formuliert; doch wie setzt man das ganz konkret in seinem Leben und in der täglichen Berufsarbeit um?

Meine ersten Antwortversuche gehen ganz *bildhaft* vor:

Wir alle wissen, wir stehen auf *zwei* Beinen besser als nur auf einem. Demnach ist jeder Versuch, den Menschen auf *ein* Moment, auf eine Dimension einzuschwören jenem Rat unterlegen, der auf *zwei* Beinen zu stehen ihm empfiehlt.
Und hier sei an einen Theologen, Soziologen und Philosophen Leonardo *Boff* erinnert, der in seiner Anthropologie nicht müde wurde zu betonen, wir Menschen seien ein UND-Wesen, d.h. wir Menschen seien männlich *und* weiblich, gesund *und* krank, alt *und* jung, begabt *und* begrenzt. Und die Erinnerung an H.G. *Gadamer* lässt uns diesen Gedanken ein wenig aus der konkreten Ebene heraus nehmen und ihn durch dessen Begrifflichkeiten erweitern. Er sagt, wir sollten jeweils *beides* sehen: die Gewährung *und* die Auferlegung, aber auch die Selbstvergessenheit *und* die Selbstvergewisserung. Jenes UND bewahrt uns vor einer Über-Idealisierung und es führt uns durch die entstehende Spannung jener genannten Gegensätzlichkeit in einen Prozess der Verlebendigung und Dynamisierung unseres Lebens.
Unser Profil leidet darunter in keiner Weise. Wir sind und bleiben jenes ICH, das sich dem Nicht-Ich gegenüber abgrenzen wie auch behaupten kann, ja erst in diesem Gegenüber sich formt und damit gleichzeitig in der Lage ist, dem anderen hilfreich zur Seite zu stehen und ihm dank der geleisteten Hilfe förderlich zu sein.
Um dieses UND geht es auch dem jüdischen Philosophen Emanuel *Levinas*, der in den letzen Jahren im Kontext von Sonderpädagogik und Psychiatrie besondere Aufmerksamkeit erfuhr.
Sein Anliegen war, den Anderen als die bestimmende Instanz wahr zu nehmen, sich ihm – mit seinen Worten gesprochen – sogar als Bürge auszuliefern; denn erst durch den Anderen samt dessen Anspruch an mich werde ich zu mir „ernannt“. Meine Existenz wird unverwechselbar und ist mit niemandem zu tauschen. Darin gründet auch meine Verantwortlichkeit. Nur im Kontext mit dem anderen, der mich in die Verantwortung ruft und dessen Gesicht zu mir spricht, bevor es spricht, kann ich als Person dem Anderen wirklich hilfreich sein.
E. *Levinas* geht es um ein **ethisches** Verhältnis zum Anderen und nicht um ein *qualitatives* – oder noch mit anderen Vokabeln formuliert: ihm liegt ein **dialogisches** Verhältnis anstatt einem *egologischen* am Herzen, wenngleich seine Vorstellung von einem Dialog nie partnerschaftlich ist. Der Andere spricht zuerst – und ich als Helfer antworte.
Verantwortlichkeit in diesem Sinne stärkt den Menschen, wie die zu leistende Antwort in ihm aber auch eine Dynamik erzeugt und ihn auf diese Weise dann auch stärkt. Das ist das eine, was uns unser „Leben bewältigen, gestalten, wie auch führen“ (*Fischer* 2000) lässt; das andere ist die eigene „Ernährung“ – vor allem dann, wenn ich in die *professionelle* Helferposition einzutreten beabsichtige.
Interessanterweise fordert H.v. *Hentig* als *zweites* Moment – und sicherlich nicht nur als Ergänzung zu jener *Stärkung*– „die Sachen zu klären“.
Eine Klärung erweckt den Anschein, als ginge es vorwiegend darum, die eigene Vernunft zu bemühen. Transparenz zu schaffen, die Dinge in ihrer Eigengesetzlichkeit wahr zu nehmen und sie zu ordnen, aber auch ihre Botschaft aus ihnen heraus zu hören, sie zu entnehmen und für sich wirksam werden zu lassen, ist in gleicher Weise eine Aufgabe, die den Menschen in seiner gesamten Vielschichtigkeit beansprucht und letztlich als *kreative* Leistung verstanden werden muss.
Für mich sind es *zwei* sehr unterschiedliche Dimensionen, die uns den Rücken stärken, das Herz fest werden lassen, uns beseelen und auch Anlass zum Teilen wie zum Mitteilen geben – als Grundvoraussetzung für jeglichen Akt des Bildens und Erziehens, des Pflegens wie des therapeutischen Handelns.
Sie betreffen die gewonnenen wie auch geschenkten *Inhalte* und die daraus gewonnenen wie auch die uns zugemuteten *Haltungen*.

Womit wir uns als Mitarbeiter der Heilpädagogik „ernähren“

Bei dem Begriff der *Inhalte* wird man an die bildungstheoretische Didaktik erinnert, wie sie u.a. von Wolfgang *Klafki* entwickelt wurde. Für ihn war erst dann ein Gegenstand oder auch ein Stoff ein Bildungsinhalt, der einen Gehalt aufwies, der über die gewonnene Situation hinaus für andere Situationen sich als anwendbar und übertragbar erwies.
Die *Haltungen* selbst habe ich absichtlich als *Tätigkeiten* formuliert, um auf diese Weise einer unlebendigen, ja fast bedrohlichen Über-Idealisierung Einhalt zu gebieten und uns selbst vor einer solchen zu bewahren. Haltungen in dem

nachfolgenden Sinne drücken eher „Selbstverhältnisse“ des Menschen zu seinem Leben, zur Welt, zu anderen wie aber auch zu sich selbst aus (vgl. *Gerhardt* 1998) und haben Anteil an dem, was dem Menschen als „erfreuliches Wesen“ möglich, zugänglich und zugleich aufgegeben ist.
In ihnen steckt jener Anspruch des *Mit* zu leben und diesem Mit dann jeweils eine bestimmte *Qualität* zuzuweisen bzw. zukommen zu lassen.

INHALTE und HALTUNGEN

suchen/fragen	Farben
hoffen	Räume
verzichten	Natur
genießen	Kunst
neugierig sein	Technik
Mut zeigen	Musik
Geduld haben	Gedichte
lieben	Menschen
usw.	usw.

Jetzt wäre es sicherlich hilfreich, jeden dieser einzelnen Aspekte zu entfalten. Wichtig ist aber wohl, dass *Haltungen* alleine kaum Sinn machen, denn sie sind nichts anderes als eine bestimmte Qualität aus bzw. gegenüber einer Sache; und *Inhalte* im Vergleich dazu besitzen auch keinen Wert, gehen sie selbst nicht *in* Haltungen über. Was nützt eine Melodie von W.A. *Mozart* oder ein Text von A. *Heller* oder die Farbe eines wunderschönen Rot oder die Begegnung mit einer Katze oder die Betätigung eines Alpha- oder Beta-Talkers, wenn sie nicht ins Erleben bzw. ins Handeln Eingang finden und dieses weder inhaltlich noch von der Qualität her nicht veränderten.
Man geht letztlich anders an ein Krankenbett mit einem Lied oder einer Gedichtzeile im Herzen als ohne solche Schätze. Und auch jeder Arzt fühlt sich wohler, wenn er neben dem passenden Instrument oder Medikament in seinem Repertoire noch Wörter findet über den konkreten Befund oder die angestrebte Behandlung hinaus.
Romano *Guardini* sagte einmal, wir müssten immer wieder unsere Seele „fein stimmen“ -, wobei er vielleicht damals, als er das schrieb, noch nicht wusste und wohl auch nicht ahnen konnte, dass selbst die größten Schurken in den KZs mit Hingabe klassische Musik hörten oder Gedichte von R.M. *Rilke* rezitierten. Man kann auch an einer Katze vorbei gehen, ohne sich angerührt zu zeigen, oder Kinder spielen erleben, ohne dass Lebensfreude in einen einkehrt. Es bedarf schon der *Haltung* dem Leben gegenüber – der Liebe zur Sache und der Liebe zum lernenden, sich verändernden Menschen (A. v. *Schirnding*), um empfänglich dafür zu sein oder im Sinn von H. *Rombach* (1976) hermetisch zu leben – von uns übersetzt und weiter geführt als *dialogisch gestaltetes Leben* (*Fischer* 1999).
Horchend, schauend, hörend, fühlend und mitschwingend – so gingen wir dann durch die Welt. Überall würden Geschichten erzählt – schlimme und heitere Geschichten, chaotische und geordnete, bizarre und traumtänzerische, und überall würden Lieder gesungen. Die Katze zeigte uns ihre Schmiegsamkeit und Lebendigkeit, der Hund seine Treue, die Rose kündete von ihrem Duft, das Schneeglöckchen von seinem nachdenklich machend kurzen und doch so intensiven Leben, der Storch von seiner Lebensleistung über die Kontinente hinweg – und wir? Wovon erzählen wir?
Menschen, die ohne alle diese großen und kleinen Schätze auskommen (müssen), stimmten wohl nachfolgendes „Trauergebet“ an; die anderen, die den Weg des *dialogischen* Lebens gehen, vielleicht doch immer wieder und das ohne große Mühe das „Dankgebet“.
Wer sich schlecht „ernährt“ und deshalb auch

TRAUERGEBET

HERR du schmerzensreicher
versteckt im firmament der wipfel
behüte uns
bevor die letzte nacht kommt
vorm leeren leben
ohne musik und ohne lied

J. Czechowics

DANKGEBET

HERR du freudenreicher
verborgen im firmament der wipfel
erquicke uns
bevor die letzte nacht kommt
mit reichem leben
voller farben und formen
voller geschichten und poesie
voller musik und lied –
und lass' jedes leben
ein kunst-werk sein

Dieter Fischer
(in Anlehnung an J. Czechowics)

wenig zu teilen hat, muss sich nicht wundern, bald unter die Räder zu kommen bzw. dem Burnout-Syndrom sehr bald zu erliegen. Man bleibt karg und schmalbrüstig zurück, unerfüllt und ohne großes Interesse. Wer nichts gesehen und noch wenig gehört hat, weiß gar nicht, was er oder sie versäumt. Seine Augen sind gehalten. Unwillkürlich wird man an *Platons* Höhlengleichnis erinnert. Man fühlt sich rasch ausgesaugt und nicht mehr in der Lage, ständig vertrocknende Blumen zu gießen und hungrige Seelen zu füttern.
Seltsamerweise, wenn auch verständlich, hat sich im sonderpädagogischen Bereich das Interesse von den *Inhalten* weg und eindeutig hin zu den *Methoden* verlagert. Von einer neuen Therapie erhofft man sich Hilfe, nicht aber von Farben, Formen, Gedichten oder Musik.

Selbst wenn sich Fortschritte ergeben sollten, neue Fähigkeiten und Fertigkeiten anzubahnen, Entwicklungsschritte in Gang zu setzen und zu neuem Selbstsein zu gelangen, so entsteht mit der Zeit eben doch eine Armut an Inhalten. Sie lässt einen anfällig werden für Mitläufertum, und Fantasie zu entwickeln, um selbst konkrete Lösungen zu zimmern, wird man vergeblich suchen. Ohne *Inhalte* hat man nichts, woran man sich halten kann (*Fischer* 2000).
Allein aus diesem Grund ist mir so wichtig, dass wir wieder *mehr Inhalte* in die Wohngruppen, in die Krankenstuben, in die Zimmer von Pflegeheimen und in Gefängniszellen bringen – konkret wieder Märchen vorlesen, Blumensträuße richten, Tiere sachgemäß pflegen, sich mit Gedichten beschäftigen, sich von Farben berauschen lassen, Formen nachspüren, in fremde Welten eintauchen, unbekannte Räume begehen, Bäche entlang wandern, die Sterne am Himmel zählen oder sich seinen Lieblingsbaum aussuchen und ihn immer wieder, wenn schon nicht täglich besuchen.
Inhalte sind das, woran man sich zum einen halten kann bzw. die uns zum Halt werden, sie sind aber auch diejenigen, die uns inne halten lassen, die unserem Gesicht sein Antlitz, unseren Händen ihre Form und Prägung verleihen und unserem Körper seine Haltung geben (vgl. *Fischer* 2000).

***Zusammenfassend* käme es darauf an, wie wir mit behinderten, alten, gebrechlichen und/ oder kranken Menschen arbeiten wollen:**

1. Freude und *Lust am Leben* vermitteln
2. auf ein *lebendiges Verhältnis* zum *Körper* hinwirken
3. ein „*anderes Verhältnis*“ zur *Zeit* praktizieren
4. auf gute „*Ernährung*“ für Leib, Seele und Geist achten
5. einen *anderen Leistungsbegriff* (andere Normen) verfolgen
6. ausreichend *Wissen* als Basis für Entscheidungen bereit stellen
7. Gelegenheit zur *Mit- und Selbstbestimmung* verschaffen
8. hinreichend *Sinnlichkeit* als Vorstufe zum Sinn einbringen
9. auf *Spiritualität im Alltag* und bei Festlichkeiten Wert legen
10. *Erotik*, Liebe und Sexualität als *Lebensäußerungen* pflegen
11. Geschwisterlichkeit bzw. *dialogisches* Leben als Basis sehen
12. für fundierte und *verantwortete Professionalität* sorgen
13. im gesellschaftlich-*politischen Engagement* nicht nachlassen
14. auf jegliche *Macht* dem jeweils Anderen gegenüber verzichten
15. *Perspektiven* für das Leben über das Heute hinaus entwickeln
16. *Freude* und auch *Leid* teilen (Compassion)
17. das Leben insgesamt *schöpferisch-kreativ* gestalten

Versuch einer Zusammenfassung

Wir haben versucht, Schneisen in das spannungsgeladene Feld von *Professionalität* und *Mitmenschlichkeit* zu schlagen. Das war allein deshalb nicht so einfach, weil bei dieser Formulierung der *Adressat* unserer Bemühungen nicht expressis verbis vorkommt – es war nicht vom Christian, nicht vom Klaus, nicht von der Angelika die Rede, auch nicht von Frau Müller oder Herrn Huber.
Wir haben versucht, sie alle immer wieder hervorzuholen, in dem wir sie eben nicht als „Kunden“ oder „Klienten“ oder „Adressaten“ apostrophierten, sondern sie in diesem Kontext als *Experten* auswiesen. Sie haben die Erfahrung mit dem Wahn, sie kennen die Depression von

innen und sie wissen, was es bedeutet, mit einer Spastik oder Epilepsie durchs Leben zu ziehen. Sie besitzen die *Innensicht*, die allerdings ohne Bezug nach außen sich kaum entwickeln kann und sich auch nicht kultivieren wird.
Wir bringen unsere *Lebensgeschichte* ein, unser *professionelles Können* und stellen unsere *Erfahrungen* zur Verfügung – solche, die wir uns erlesen, die wir erlebt oder auch persönlich erlitten haben, ergänzt und reflektiert durch jenes, was uns via Bildung, Ausbildung und Studium zugewachsen ist und sich in uns zu einem unverzichtbaren wie auch unauslöschlichen Fundament verdichten konnte.

Dennoch sind wir bei diesem gesamten Prozess eben nicht nur die Aktiven, jene also, die sich rühren, die Hände nicht in den Schoß legen, sondern zupacken und versuchen, dem Guten mehr als eine Chance in dieser Welt zu geben. Wir sind immer auch – bei aller Anstrengung und manchmal auch bei allem Stress – nur schwer zu beschreibend Beschenkte. Wir werden mit Dimensionen des Lebens wie des Menschseins (z.B. mit dem Phänomen Unvollkommenheit, Begrenztheit, Sterblichkeit) in unmittelbaren Kontakt gebracht, sehen uns heraus gefordert, eigene Bilder, Werte und Haltungen zu überprüfen und verändern unsere Sicht bzgl. jener Dinge, die uns wirklich wichtig sind und deren allgemeine wie auch subjektive Bedeutung uns bis in die letzte Faser unseres Herzens erfasst.

Viele uns geläufige Theorien zum Menschen müssen wir *um*-schreiben. So glauben wir nicht mehr an eine plumpe Bedürfnisbefriedung als Grundvoraussetzung für Glück, und auch jene erhoffte Freiheit ist dank eines einlinearen Fortschrittdenkens alleine nicht mehr zu erreichen; wir wissen von der Kraft und der Bedeutung jener dunklen Seiten menschlichen Lebens und kauen an dem Satz, dass letztlich nur dem „Geschundenen der Weg zur Bildung“ möglich sei.
Wir haben die Chance, weder im *Individuum* als ausschließliche Instanz noch im eindimensionalen Streben nach dem *Besseren* den zukunftsweisenden Weg der Heilpädagogik zu erkennen, sondern uns durch das Einbeziehen des Über-Individuellen im Sinne des *Guten*, aber auch des Sollens zusätzlich gehalten und ernannt und durch das Wieder-Entdecken der „*Unvollkommenheit*“ als Schöpfungsprinzip ins Leben neu eingebunden, getragen, aber auch beauftragt zu fühlen – konzentriert durch das, was wir *Knotenpunkte* oder auch *Sinn-Inseln* nannten.
Insofern überglänzt ein Moment unser Bemühen – ohne jetzt im Geringsten gesellschaftlich notwendige Dinge zu verharmlosen, Missstände unangeprangert zu lassen oder weiter um Verbesserungen auf wissenschaftlicher Ebene, auf gesellschaftlicher wie auf mitmenschlicher Ebene zu kämpfen, – es ist die *Freude am Leben*, von der H.G. *Gadamer* in einem seiner letzten Interviews zu seinem 102. Geburtstag als Antwort auf die Frage nach dem Tod vom „Triumph und von der Wucht des Leben“ spricht.
Freude in diesem Sinne ist das allein dem Menschen Angemessene. Es gibt nichts Gutes, außer sich zu freuen. Freude steht der Mühe gegenüber und dem Tod entgegen; sie allein überwindet und versöhnt zumindest mit der Ambivalenz menschlichen Lebens.
Freude ist eine Gabe, die der Unverfügbarkeit des Menschen unterliegt. Insofern hat Freude auch eine „ethische Komponente“ (aus jenem Interview, s.o.). Freude ist Ausdruck von Mitmenschlichkeit und Bejahung des Lebens. Trauernde sind der Welt abgewandt, Freuende der Welt zugewandt – und die Suche nach dem „erfreulichen Wesen“ in jedem Menschen ist wohl die einzig tragfähige Klammer, wenn es um ein überzeugendes Zusammenwirken von Professionalität, Expertentum und Mitmenschlichkeit geht.
Insofern gilt der Satz von *Menander* in ganz besonderer Weise jenen, die mitmenschlich *und* professionell mit behinderten Menschen arbeiten wollen – jedoch nicht primär als Auftrag oder Aufforderung, sondern als Atem schenkende und sinnstiftende *Zusage* für die Begegnung, Begleitung und Bildung wie auch Erziehung und Pflege in der Arbeit mit behinderten, kranken und gebrechlichen Menschen.

„Was für ein erfreuliches Wesen ist der Mensch, wenn er denn Mensch wird!“
(*nach* MENANDER)

Literatur

Fischer, D.: Ich setzte meinen Fuß in die Luft – und sie trug. Würzburg 1992. Band I
Fischer, D.: …den Dialog suchen. Würzburg 1999
Fischer, D.: …und trotzdem: lernen. Würzburg 2000
Gadamer, H.-G.: Die Lektion des Jahrhunderts. Heidelberg 2002
Gadamer, H.-G.: Von der Verborgenheit der Gesundheit. Stuttgart 1992
Gerhardt, V.: Selbstverwirklichung. Stuttgart 1998
Haupt, U.: Körperbehinderte Kinder verstehen. Dortmund 1996
Heidegger, M.: Über den Humanismus. Frankfurt a.M. 1991
Lindmeier, Ch.: Selbstbestimmung als Orientierung der Erziehung und Bildung von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Z Die neue Sonderschule. 1999/3
Möckel, A.: Analyse von Unterricht als Sprachhandlung. In: Z Behinderte. Linz 1999/3
Möckel, A.: Muss sich Heilpädagogik neu legitimieren? In: Behinderte. Linz 1992/3
Radtke, P.: „Der (im) perfekte Mensch". Rede zur Eröffnung der gleichnamigen Ausstellung. Dresden 2001
Rombach, H.: Strukturanthropologie. Auf der Suche nach dem „menschlichen Mensch". Freiburg 1976
Schirnding, von, A.: Unzeitgemäße Gedanken zur humanistischen Bildung. In: Documenta. Irsee 2001, im April 2002

__Hermine Gsteu__ aus Enns hat sich im Verein Miteinander auf fotografische Spurensuche begeben.
Die Ergebnisse dieses Streifzugs durch die unterschiedlichen Arbeitsbereiche finden Sie in dieser Ausgabe.

Der Autor

Dr. Akad. Dir. Dieter FISCHER, 1939, Lehrer an Grund- und Hauptschulen, Studium der Sonderpädagogik, Aufbau und Leiter einer Schule für Geistigbehinderte, Assistent am Lehrstuhl Sonderpädagogik (Prof. Dr. O. Speck) der Universität München; Leiter der Heilpädagogischen Zusatzausbildung für Erzieher in Bayern; Seminarrektor; Promotionsstudium in Sonderpädagogik, evang. Theologie und Psychologie/Psychiatrie. Seit 1980 am Lehrstuhl Sonderpädagogik II, Universität Würzburg.

Universität Würzburg – Lehrstuhl Sonderpädagogik II
Wittelsbacherplatz 1
D-97074 WÜRZBURG
DGF-Fischer@t-online.de

bzw. Altenbergring 58
D-97999 IGERSHEIM
Tel. 07931/2050